

Das Studium der Volkskunde am Ende des 20. Jahrhunderts

157 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus zwanzig Universitäten konnte der Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (DGV), Rolf-Wilhelm Brednich, zur Hochschultagung mit dem Thema "Das Studium der Volkskunde am Ende des Jahrhunderts" vom 17. bis 19. November 1994 in Marburg begrüßen. In der Einladung war zu lesen "Zwanzig Jahre nach der Würzburger Diskussion und Übereinkunft über die Gestaltung des volkskundlichen Studiums ist es Zeit für eine erneute Revision und Verständigung". Das – soviel sei vorab schon gesagt – ist in Marburg nicht gelungen. Dazu gab es zu viele isolierte Statements und zu wenige Dialoge, und es wurde zu wenig konkret über eine neue Fachidentität gesprochen.

Das Fehlen einer solchen Identität beklagte Martin Scharfe in seinem Eröffnungsreferat: Die Volkskunde sei seit den 70er Jahren blaß, saftlos, unproduktiv und abstrakt geworden. Er forderte in didaktischer Hinsicht wieder mehr Anschaulichkeit, Ausbildung von Widerspruchsgeist, Aspektwechsel zur Kulturwissenschaft und Berücksichtigung der Kategorie "Geschlecht" in der volkskundlichen Forschung. Utz Jeggle konnte sich die Frage nicht verkneifen, inwiefern dies Selbstkritik sei (Scharfe: "Wie war die Frage gemeint?" – Jeggle: "Boshaft!").

Das Stichwort "Kulturwissenschaft" löste eine von Scharfe nicht gewollte Namensdiskussion aus ("Der Name ist das allerunwichtigste!"). Ruth E. Mohrmann aus Münster, wo das Fach seit kurzem die Schrägstrich-Bezeichnung "Volkskunde/Europäische Ethnologie" trägt, hält eine Umbenennung in "Kulturwissenschaft" für kollektiven Selbstmord, denn dann werde der Sparzwang der öffentlichen Hand ein so kleines Fach wie diese Volkskunde ohne Profil schnell wegrationalisieren.

Der Marburger Soziologe Zoll, der sich als dialektischer Empiriker vorstellte, interpretierte Scharfes Vortrag als ein Plädoyer für eine pragmatische, qualitative Wende und konstatierte, daß die Volkskunde damit wieder einmal zehn bis fünfzehn Jahre hinter der Soziologie herhinke, denn heute gehe es vielmehr um Kommunikationsfähigkeit und Austausch mit anderen Disziplinen. Dagegen hielt Walter Hartinger konkret quantifizierendes Arbeiten für einen unverzichtbaren Bestandteil volkskundlicher Forschung, da es hilft, Vorurteile bei den Nachbardisziplinen zu korrigieren.

Die von Andreas C. Bimmer (Volkskunde im Grundstudium), Erich Wimmer (Volkskunde als Wahlpflichtfach innerhalb des Lehramtsstudiums) und

Heidrun Alzheimer-Haller (Volkskunde im Hauptstudium und die Praxis) vorgetragenen "kritischen Bestandsaufnahmen" konnten nur punktuell zutreffend sein, da die Studienordnungen der einzelnen Universitäten entweder gar nicht zu beschaffen waren, oder mit dem Vorbehalt der Vorläufigkeit bzw. Überalterung weitergereicht worden sind. Es wurde jedoch deutlich, daß die Anforderungen in den einzelnen Bundesländern stark divergieren – am auffälligsten wohl in dem mancherorts noch immer möglichen "Durchmarsch" zur Promotion ohne vorhergehenden Magister-Abschluß. Unterschiede bestehen außerdem hinsichtlich der Einführung und Gestaltung einer Zwischenprüfung. Sie ist in Bayern durch ministeriellen Erlaß bereits seit dem WS 1989/90 Pflicht in Form einer halbstündigen mündlichen Prüfung. Jochen Fetzer, Student aus Göttingen, unterstellte den Professoren sadistische "Lust am Prüfen" und wollte nicht einsehen, daß die Zwischenprüfung hierzulande ein willkommenes Testfeld für die Studierenden darstellt. Klaus Roth beklagte die "Schein-Mathematik" und das damit verbundene Desinteresse an Exkursionen und Praktika. Auch wenn es um Projekte geht, muß man – so Carola Lipp – "die Hunde zum Jagen tragen", rückblickend jedoch sagen die Studierenden, daß sie gerade dort am meisten gelernt haben.

Was diese Angebote angeht, so existieren keine einheitlichen Regelungen innerhalb der bundesdeutschen Volkskunde, ebensowenig wie hinsichtlich der zu leistenden Stunden und Scheine, der Benotung sowie Art und Umfang der Magisterarbeit. Konsens herrschte in Marburg darüber, daß man keinen allgemeingültigen Kanon vorschreiben wolle, sondern jedem Volkskunde-Institut seine jeweiligen Schwerpunkte zugebilligt bleiben sollten, jedoch die Durchlässigkeit bei einem Studienortwechsel gewährleistet sein müsse.

Eingangs hatte der DGV-Vorsitzende das fehlen der Museumskollegen auf der Marburger Tagung beklagt, "denn unser Fach ist zu einem museologischen Fach geworden". Dieser Arbeitsmarkt, so hielten Studierende entgegen, sei jedoch bis auf weiteres gesättigt, und deshalb sollten die Lehrenden neue Berufsperspektiven ausspähen. Derzeit bewerben sich im statistischen Durchschnitt 13.357 Geisteswissenschaftler auf hundert ausgewiesene Stellen (FAZ, 3.12.1994, Nr. 281, S. 51). Antje Tietz, Sprecherin des vor drei Jahren von Studierenden in der Abschlußphase ihres Studiums gegründeten Marburger "Arbeitskreises Volkskunde und Kulturwissenschaften" (AVK), klagte Verbleibstatistiken ein (wie sie mittlerweile mit dem Würzburger VVK-Band Nr. 55 zumindest für die Frauen in der Volkskunde vorliegen) und versprach sich in der Arbeit mit MigrantInnen und der ökologischen Bewegung mögliche neue Tätigkeitsbereiche von Volkskundlern und Volkskundlerinnen.

Wegen der angespannten Situation auf dem Arbeitsmarkt trat Heidrun Alzheimer-Haller sowohl für die Vertiefung von Fachwissen im Rahmen von re-

flektierten Praktika ein, d.h. solchen, die in enger Zusammenarbeit zwischen Universität und anbietender Institution stattfinden, sowie für die Vermittlung von Schlüsselqualifikationen, z.B. Schreibkompetenz und Kenntnisse in Verwaltungsvorgängen. Volkskundler werden künftig u.a. mit den Diplom-Kulturwirten aus Passau um die wenigen Stellen im öffentlichen Dienst konkurrieren. Seit dem WS 1994/95 bietet die Universität Münster "Angewandte Kulturwissenschaft" (Organisation und Management) als neues Fach im Rahmen des Magisterstudiums an. Es ist als zweites Nebenfach zu den Hauptfächern Germanistik, Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft und Kunstgeschichte wählbar. Die Themen der Kurse reichen von der Kulturwissenschaft im engeren Sinn über die EDV, Medien- und Wirtschaftswissenschaft, Personal- und Wirtschaftsrecht, dem Personalmanagement bis zu Rhetorik/ Argumentationsschulung oder Präsentations- und Moderationstechniken (FAZ, 5.11.1994, Nr. 258, S. 43). An der Fernuniversität Hagen nehmen gegenwärtig rund 800 Studierende an einem inhaltlich ähnlichen Weiterbildungsstudium "Kulturmanagement" teil, das einige Jahre als Modellversuch vom Bundesbildungsministerium gefördert, und jetzt in das reguläre Studienangebot in Hagen übernommen wurde (FAZ, 17.12.1994, Nr. 293, S. 45). Verwandte Studiengänge bieten auch Hochschulen in Berlin, Ludwigsburg, Hamburg und Lüneburg an.

Bei den Studierenden fand der Vorschlag zur Einrichtung von "Schreib-Werkstätten", in denen unterschiedliche Textsorten eingeübt werden (Thesenpapier, Referat, Rezension, Expertise, Lexikonartikel, Pressemitteilung, "Waschzettel" über neue Publikationen, Beschriftung im Museum, Museumsführer usw.), über neue Publikationen, Beschriftung im Museum, Museumsführer usw.), große Resonanz; die Lehrenden standen ihm eher reserviert gegenüber. Klaus Roth fragte, ob wir nun Generalisten oder Spezialisten ausbilden wollten, und wo da noch der Unterschied zur Fachhochschule gegeben sei?

Sehr konkret waren die Forderungen der Studierenden, die sie im "Connewitzer Modell", so genannt nach dem Ort des diesjährigen Studierendentreffens in Leipzig-Connewitz, formuliert haben. Sie fordern dort vor allem Praxisorientierung des Studiums: "Als Veranstaltungsformen bieten sich innerhalb der universitären Lehre dazu besonders Projekte ... an. Forschungs- und Arbeitsergebnisse sollten von Lehrenden und Studierenden gemeinsam in Form von Ausstellungen, Filmen und Veröffentlichungen, z.B. in eigenen Institutsreihen, umgesetzt werden". Für das Grundstudium erachten sie in dem Papier als zentral: 1. Die Vorstellung kulturtheoretischer Konzepte, instituts- und fachübergreifend. – 2. Einführung in kulturwissenschaftliche Methoden. Hier sollen Berührungspunkte mit anderen Wissenschaften aufgezeigt und die Besonderheit der spezifisch volkskundlichen Umsetzung dieser Methoden vermittelt werden. – 3. Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten

(Formalia, Konzeption und Ausarbeitung eines Themas). – 4. Geschichte des Faches bis in die Gegenwart hinein.

Am Ende der Marburger Tagung fanden sich rund 25 Teilnehmer zusammen, die am 8./9. April 1995 in Reinhausen bei Göttingen zusammenkommen wollten, um einen "DGV-Ausschuß für Studien- und Berufsfragen" zu gründen mit dem Ziel, eine Synopse der Studienordnungen zu erstellen, und damit auf die problemlose Anerkennung der Prüfungsleistungen in den einzelnen Bundesländern hinzuwirken.

Rolf-Wilhelm Brednich konstatierte in seinem Referat "Außenwahrnehmung und Außenwirkung des Faches", daß es im Jahre 1954 ganze drei Ordinariate für Volkskunde gegeben habe [Bonn, Göttingen, Hamburg]. Heute wird das Fach an 20 Universitäten in Deutschland gelehrt. Die Zahl der DGV-Mitglieder hat sich in den letzten Jahren um weitere 200 auf z.Zt. über 1.000 erhöht, von denen ca. 50 % nicht an Universitäten beschäftigt sind. Nirgendwo, außer in den USA, existiere ein derart dichtes Netz an volkskundlichen Institutionen, Zeitschriften, Publikationen und Ausstellungen wie bei uns. Der von Wolfgang Brückner beschworene "Abwind" sei herbeigeredet, auch wenn derzeit tatsächlich ein eklatanter Mangel an Habilitierten bestehe. Das rühre daher, daß der Nachwuchs auf den C1- und ähnlichen Stellen, dessen vornehmste Aufgabe die Arbeit an einer Habilitationsschrift sei, mit anderen Pflichten überlastet ist. Das ihm abverlangte "zweite opus magnum" werde im Ausland als Überqualifikation belächelt. In wenigen Semestern wird sich das Problem für die Volkskunde ohnehin erledigt haben, denn derzeit sitzen mindestens zwanzig NachwuchswissenschaftlerInnen an einer Habilitationsschrift.

"Wohin wird die Reise gehen?" fragte Brednich abschließend. Seit dem "Institutionenband" von Klaus Beitzl und Wolfgang Brückner aus dem Jahr 1983 sei kein Jahr vergangen ohne wissenschaftsgeschichtliche Veröffentlichung. Damit sollten wir es mit der Suche nach volkskundlichen Verfehlungen und Verstrickungen bewenden lassen und den Blick auf Gegenwart und Zukunft richten. Ein Desiderat sei ein "Wörterbuch der Terminologie", das seit Falkenstein in den Schubladen von Helge Gerndt und Gerhard Lutz schmore. Es sollte – nach der langen Zeit isolierter Arbeiten – in einer Gemeinschaftsleistung ähnlich wie bei der "Enzyklopädie des Märchens" erstellt werden. Eine wesentliche Aufgabe unseres Faches sieht Brednich ferner in der Beobachtung und Interpretation der Folgen des Einigungsprozesses im Osten wie im Westen. Und schließlich schlug der DGV-Vorsitzende vor, die Gründung eines Instituts für volkskundliche Grundlagenforschung, einer Art "Max-Planck-Institut für Volkskunde" zu überdenken, das in den neuen Bundesländern angesiedelt werden müßte.